
Scheitern und Identität

Das ungewisse Ich

Martin Elbe

Zusammenfassung

Scheitern als Alltagsphänomene ist eine Erfahrung mit der alle Menschen in Laufe ihres Lebens konfrontiert werden. Wie die Einzelnen mit diesem Phänomen umgehen ist zwar unterschiedlich, aber unmittelbar an die individuellen Erfolgskonstruktionen und damit auch an die jeweilige Identität gebunden. Im vorliegenden Beitrag wird die Identität zum Ausgangspunkt genommen, um Bedingungen, Ablauf und Folgen von Misserfolgs-Erfahrungen sozialpsychologisch zu analysieren. Der Zusammenhang wird entlang von acht Facetten des Ichs theoretisch und anhand eines Fallbeispiels erschlossen. Neben Lernpotenzialen ist die Annahme des Absurden im Misserfolg als *conditio sine qua non* menschlichen Seins zu verstehen, wodurch Scheitern vermieden werden kann.

1 Das erklärte Ich

Scheitern ist zuerst einmal ein Alltagsphänomen: Wir alle kennen Misserfolge, erleben Enttäuschungen und tun uns schwer damit ein Scheitern hinzunehmen. Aus wissenschaftlicher Sicht – so Junge und Lechner (2004) – scheint Scheitern ein soziologisch zu bearbeitendes Phänomen zu sein, da offensichtlich Handlungsergebnisse (und hierunter zählen natürlich auch Unterlassungen) zugrunde liegen, wenn man scheitert. Aber vielleicht ist das doch zu eng gegriffen, da Scheitern ja ein Er- und Durchleben bedingt, also dann wieder psychologische Erklärungen erfordert. Für solche Fälle hat sich die Sozialpsycho-

M. Elbe (✉)

HMKW Hochschule für Medien, Kommunikation und Wirtschaft, Ackerstr. 76, 13355 Berlin

E-Mail: martin.elbe@t-online.de

logie als ein gutes Bezugsfeld wissenschaftlicher Analyse etabliert, da hier die beiden Perspektiven zusammengedacht werden (können).

Handlungen finden aus sozialpsychologischer Perspektive im sozialen Feld statt und stellen (wenn wir Lewin 1982 folgen) zielgerichtete Zustandsveränderungen dar. Schon mit der Grunddefinition des Handelns, als zielgerichtetem Verhalten, ist ein Erfolgskriterium verbunden, die Zielerreichung, und damit auch die Chance darauf, das Ziel eben nicht zu erreichen. Wir haben es hier also mit Erfolgskonstruktionen zu tun, die im sozialen Feld spezifischen Handlungen und Handlungsergebnissen zugeschrieben werden. Das wirft einige Fragen auf: Wie konstituiert sich das soziale Feld? Was ist Erfolg? Wer trifft die Zuschreibungen? Das sind Fragen die Lewin (1982) in seiner Feldtheorie untersucht, wobei er seine Überlegungen in Bezug auf unser Thema in den Kontext des Lernens stellt. Für Lewin gilt: Lernen findet im Kontext sozialer Konstruktion statt, damit ist das soziale Feld ein konstruiertes und nicht ein objektiv gegebenes. Es ist einerseits an den zielgerichtet agierenden Menschen und dessen Vorstellung davon, wie er sich mit seiner Umwelt in Beziehung setzt, also seine soziale Identitätskonstruktion, gebunden sowie an die relevante Gruppe, auf die bezogen er (oder sie) handelt und deren Zuschreibungen über den Handlungserfolg mit bestimmen.

In diesem Sinn wird hier Scheitern (S) als eine an die Identität (I) geknüpfte Funktion des Erfolgs konzipiert – oder genauer: des Misserfolgs (ME). In Anlehnung an die berühmte Lewin'sche Verhaltensformel (1982, S. 66) lässt sich formulieren:

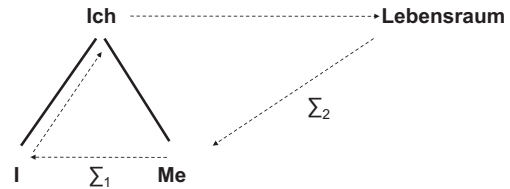
$$S = F(I, ME)$$

Damit aus dem Misserfolg, dem nicht erfolgreichen Handeln, ein Scheitern wird, bedarf es der Enttäuschung, also einer Wertung dahingehend, dass unsere bisherige Vorstellung vom erfolgversprechenden Handeln im sozialen Feld nicht wirksam wurde, dass der teleologische Begründungszusammenhang unseres Handelns (als gerichtete Kraft) dem kausalen Wirklichkeitstest (der Widerständigkeit des Feldes) nicht standgehalten hat. Scheitern ist, wenn wir uns eingestehen müssen, dass unsere Zielvorstellungen nicht mittels unseres Handelns realisiert werden konnten. Das Scheitern ist somit an die Erfolgszuschreibung des Handelns (die Vorstellung vom eigenen Ich und seiner Handlungsmächtigkeit) sowie an den negativen Wirklichkeitstest im sozialen Feld (Misserfolg) gebunden. Identität und Misserfolg sind nicht unabhängig voneinander.

Beispiel

Dillan S. Tragon war 48 Jahre alt, als er den Termin mit dem Coach vereinbarte. Er hatte einiges erlebt in seinem Berufsleben, doch jetzt suchte er einen Rat, den ihm seine Freunde nicht geben konnten. Nachdem ihn seine Frau verlassen hatte und die beiden Kinder mit ihr nun in einer anderen Stadt wohnten, hatte er auch die Freude an seinem beruflichen Alltag verloren. Am meisten irritierte ihn, dass er sich nicht mehr sicher war, wie ihn die Menschen, die ihm wichtig waren, eigentlich sahen. War er der Erfolgstyp, der Macher, der sein Umfeld immer im Griff hatte oder hatte er sich da was vorgemacht und die anderen hatten es immer schon gesehen? War er gescheitert? Vielleicht konnte ihm der Coach ja weiterhelfen und ihm erklären, wer er eigentlich war.

Abb. 1 Scheiterpotenziale der sozialen Identität



Handeln erklärt sich im sozialen Feld und dessen Konsequenzen in Abhängigkeit von Lebensraum,¹ als eine Kraftwirkung, die von der Person und der Umwelt bestimmt wird, wobei die Umwelt auf die Person zurückwirkt: „Die Instabilität der psychologischen Umwelt führt darum in mancher Hinsicht zu einer Instabilität der Person“ (1982, S. 196). Das Ich erklärt sich selbst als Funktion des Lebensraums in zeitlicher Veränderung und sein Handeln als Erfolg oder Misserfolg in diesem Feld. Wenn diese Konstruktion ins Wanken gerät, dann wird das als Scheitern empfunden, dann hatte Ich Mich über Mich selbst oder über die Umwelt getäuscht. Die Enttäuschung des Scheiterns bedingt eine Neubewertung des Lebensraums, eine Neujustierung des sozialen Ichs.

2 Das soziale Ich

Die Überlegungen zum sozialen Ich gehen auf die Identitätsauffassung von Mead (1968, 1969) zurück, wonach sich die Identität des Einzelnen aufgrund rollenspezifischer Interaktionen und Zuschreibungen bereits im kindlichen Spiel ausbildet. Hierauf gründet die Fähigkeit, in unterschiedlichen Rollen zu handeln und dabei doch die eigene Identität zu wahren. Es ist die Auseinandersetzung zwischen der unmittelbaren Seins-Erfahrung „I“ des Individuums und der Vorstellung vom eigenen Bild bei Anderen „Me“, in dem die Aushandlungsprozesse stattfinden, die zwischen unmittelbarer und sozialer Identität vermitteln. Dadurch wird die Erfahrung vom Ich zur sozial vermittelten Identität und die Anderen werden von spezifischen Anderen (einzelnen Individuen) zu generalisierten Anderen (Rollenträgern), die rollenkonform und damit erfolgreich handeln. Aufgrund der Fähigkeit zur Abstraktion vom signifikanten zum generalisierten Anderen werden diese zum alter ego, zum anderen Ich, dessen Vorstellungen und Erwartungen an mich eben meine soziale Identität (das Me) prägt. Diese Überlegungen Meads lassen sich mit Lewins Auffassung gut vereinbaren und konkretisieren die Verbindung zwischen inneren und äußeren Handlungsbedingungen. Abbildung 1 fasst die beiden Perspektiven zusammen:

Das äußere Handeln des Ich im Lebensraum wird durch einen inneren Dialog zwischen dem Me und dem I ergänzt. In beiden Bereichen ist Scheitern (Σ) möglich. Im Lebensraum, wenn das soziale Handeln durch Andere nicht anerkannt oder abgelehnt wird (Σ_1),

¹ Lewin (1982, S. 196) definiert ja $[V=F(P, U)=F(L)]$, womit er deutlich macht, dass die wechselseitige Abhängigkeit von Person und Umwelt ein jeweils spezifisches soziales Feld, den Lebensraum (L) begründet.

aber auch im inneren Dialog, wenn die soziale Identität des Me nicht mit dem überdauern- den, unmittelbaren I in Deckung gebracht werden kann (Σ_2). In beiden Fällen gilt, dass sich das Individuum über die Stabilität des zeitlich vermittelten Lebensraumes getäuscht hat und dieses Scheitern als Bedrohung seiner Integrität erlebt.

Diese Integrität basiert auf einer sozialisierten Identität,² bei der verschiedenen Rollen und Repräsentationen im Hintergrund vorhanden sind, auf die zurückgegriffen werden kann. Es ist von den Handlungserwartungen im jeweiligen Kontext abhängig, welche Rolle das soziale Handeln dominiert, z. B. im organisationalen Kontext ist dies zuerst einmal die Mitgliedschaftsrolle, die die Selbstkategorisierung prägt (Elbe 2013). Die zentralen Ergebnisse der Sozialisation sind eben Rollen und Werte, also Handlungspräferenzen und -routinen, die der Einzelne sich in seinem Elternhaus (primäre Sozialisation) sowie in seinen Peer-Groups und in Bildungsinstitutionen (sekundäre Sozialisation) durch die Teilnahme am sozialen Alltag erarbeitet hat – und hier ist „trial and error“, also das Lernen durch Misserfolge, die aber nicht als Scheitern, sondern als Teil eines adäquaten Sozialisationsprozesses (quasi als Lehrgeld), verstanden werden, die Grundlage für die Ausbildung der entsprechenden Handlungspräferenzen. Tajfel und Turner (1986) betonen hierbei die Bedeutung von positiv wahrgenommenen sozialen Gruppen für die individuelle Identitätskonstruktion als wichtigen emotionalen Baustein, auch hinsichtlich des Selbstwertgefühls und damit der Bewertungsgrundlage zukünftiger Erfolge und Misserfolge. Da sich das Individuum seiner Austauschbarkeit in den jeweiligen identitätsbeeinflussenden Gruppen aber bewusst ist, bleibt die soziale Identität ein geliehener Identitätsanteil, (Elbe 2013) eine Identität auf Widerruf und damit eine instabile Grundlage für kontinuierliche Erfolgskonstruktionen.

Turner (1999, auch Turner und Onorator 1999) entwickelte dieses Konzept sozialer Identität weiter, hin zur Erklärung von Identitätswandel. Durch die Bildung unterschiedlicher, gegebenenfalls auch gestaffelter, gruppenbezogener Kategorien, die unterschiedliche Relevanz gewinnen können, nimmt das Individuum differenzierte soziale Erfolgskonstruktionen vor (Selbstkategorisierung). Dabei segmentiert es unterschiedlicher Identitätsanteile, die in Rollen gefasst werden können, die der (gesunde) Einzelne aber aufgrund des inneren Dialogs der verschiedenen Me's mit dem I zu einem geschlossenen Ich zu integrieren vermag.

Beispiel

Einmal, so erzählte Dillan S. Tragon seinem Coach war er von der Entwicklungsabteilung in dem Lebensmittelkonzern, wo er im Team für die Kreation neuer Gerichte tätig war, herausgelöst und in die Service-Abteilung versetzt worden. Jetzt war er für die Konzeptentwicklung von Betriebsgaststätten zuständig und trotz des Image-Verlustes machte es ihm fast noch mehr Spaß. Das war etwas Neues – der Verlust des Kreativitäts- und Innovationsnimbus als Angehöriger der Entwicklungsabteilung wurde durch das Machen, das konkrete Umsetzen mehr als kompensiert. Der Coach erklärte ihm, dass

² Vgl. Erikson (1973), der sich in seinem sozialpsychologischen Ansatz der Ich-Identität explizit auf Mead bezieht.

Rollenwechsel im Job, vielfach mit Änderungen in der Gruppenzugehörigkeit einhergehen und dass dies eben Teil der sozialen, professionellen Identität sei.

Mit dem gestaffelten Selbstkategorisierungssystem ist soziale Identität als ein dynamisches Konstrukt, als ein sich wandelndes Patchwork (Keupp 1997) zu verstehen. Identität wird gelernt im Wechselspiel zwischen persönlichen und sozialen Identitätsbezügen und damit ständig neu hergestellt. Patchworkidentität bedeutet aber nicht, dass die Erfolgskonstruktionen beliebig würden, vielmehr bleiben grundlegende Wert- und Normvorstellungen dabei erhalten und prägen prinzipielle Handlungspräferenzen. Es bilden sich Präferenzordnungen heraus, die als konkretisierte Wertemuster zu verstehen sind. Präferenzordnungen sind relativ stabil, haben aber die Eigenschaft, nicht transitiv zu sein (Betsch et al. 2011) – das heißt, dass präferierte Werte, Zustände und Handlungsergebnisse in einem Lebensausschnitt nicht unmittelbar anschlussfähig an andere Bereiche des Lebensraums sind. Partielle Erfolge und partielle Misserfolge können im Patchwork also nebeneinander existieren und bei Bedarf auch partiell aktualisiert werden. Daraus entsteht, trotz der relativen Stabilität einzelner Präferenzordnungen, die Dynamik der Patchworkidentität.

Die in den frühen Sozialisationsphasen herausgebildeten Präferenzordnungen dienen als Grundlage für die eigene Erfolgszuschreibung in den Lernprozessen im weiteren Erwachsenenalter (tertiäre und quertiäre Sozialisation)³ – und jetzt wird es ernst: Mit Ende der Adoleszenz steigt die Neigung Misserfolge zunehmend als Teil der Identität selbst aufzufassen, als verfestigten Identitätsmakel, als prinzipielles Scheitern. Dies bedeutet (im Kontext der oben formulierten Scheiterfunktion) eine Verschiebung im Lebensraum, vom Misserfolg hin zur Identität. Wird dies auch von relevanten Anderen, von Peergroups so gesehen, dann wird aus der inneren Zuschreibung (Σ_1) eine äußere (Σ_2): Das ist ein Looser, ein Verlierer, dem das Scheitern anhaftet, dem es nicht gelingt, im sozialen Feld erfolgreich zu handeln. Dieser Flicker im Patchwork der Identität wird immer größer und der soziale Makel ist kaum zu beheben, den seine Ursache liegt in der Vergangenheit – „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.“

3 Das zeitliche Ich

Beispiel

Dillan wurde in den 1960er Jahren in der oberbayerischen Stadt Bad Tölz als Sohn eines amerikanischen Militärangehörigen und einer deutschen Mutter geboren. Die Beziehung der Eltern war nicht dauerhaft und er wuchs bei seiner Mutter und deren Eltern, die eine Gaststätte betrieben auf. Seinem Coach erzählte er, dass er seine „Großfamilie“ geliebt habe und dass das Aufwachen „in einer Wirtschaft“ für ihn schon die Grundlage für seinen späteren Berufswunsch als Koch und Gastronom war. Bis heute liebte

³ Vgl. hierzu bereits Erikson (1965), der in der Reifephase die Ich-Integrität vs. die Verzweiflung stellt.

Tab. 1 Selbstzuschreibung von Handlungsergebnissen

Handlung	Positives Ergebnis	Negatives Ergebnis
Durchgeführt	Freudig	Töricht
Unterlassen	Bedauernd	Vernünftig

er es zu experimentieren, auch in der Küche. Ob „grüne Sauce“ oder „Sauce Bernaise“, nicht nur Kräuter und Geschmacksnuancen, auch Texturen und Farben, generell die Kombination verschiedener Sinnesansprachen machten ihm bis heute Freude. Und das würde er sich gerne auch für die Zukunft bewahren und wieder etwas Neues anfangen.

Hiermit ist ein zentraler Aspekt von Identitätskonstruktionen angesprochen: die Zeit. Identität ist immer auch eine Feststellung von Stabilität, zumindest aber Kontinuität des Ichs im zeitlichen Verlauf. Ich bin derselbe in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, auch über sich wandelnde soziale Gruppenbezüge hinweg. Dem widmen sich Zimbardo und Boyd (2011) in ihrer neuen Psychologie der Zeit. Auch sie gehen dabei von Handlungen aus und betrachten zuerst einmal die Handlungsfolgen (Tab. 1 in Anlehnung an Zimbardo und Boyd 2011, S. X):

Schon diese Selbstzuschreibung von Handlungsergebnissen ist nicht absolut, sondern nur im Zeitkontext zu verstehen, was Zimbardo und Boyd (2011) anhand der berühmten Studie von Darley und Batson (1973) demonstrieren. Hier waren Theologiestudenten auf dem Weg, um einen Vortrag über die Parabel des barmherzigen Samariters zu halten, wobei den Studenten gesagt wurde, sie seien spät dran. Auf dem Weg zum Vortragsraum kommen die Studenten nun an einer offensichtlich leidenden, hilfebedürftigen Person vorbei. Von den Theologiestudenten, die sich unter Zeitdruck fühlten ignorierten 60 % die hilfebedürftige Person. Obwohl die Handlungsdisposition christlicher Theologiestudenten generell von Hilfeorientierung geprägt sein sollte, und darüber hinaus auch noch die spezielle Problematik des Hilfeversagens durch die „Rechtgläubigen“ Gegenstand der Vortragsvorbereitung war, waren dies nicht die handlungsleitenden Aspekte, sondern der empfundene Zeitdruck. Dies ist, was Rosenstiel (2013) unter „situativer Ermöglichung“ versteht – die weiteren Handlungsfaktoren (Können, Wollen, Dürfen) werden hier noch gar nicht betrachtet – es genügt, dass eine spezifische Situationskonstellation auftritt, um handlungsauslösend (respektive handlungsunterlassend) zu wirken. Nicht die Selbstkonstruktion (das Wollen oder Können) bestimmt in dem Experiment die Handlung sondern die Situation, bzw. der empfundene Zeitdruck. Und trotzdem muss jeder Theologiestudent dieses Verhalten natürlich als moralisches Versagen, als Scheitern erleben: ein Identitätsproblem, das den Kern eines zum Priesteramt berufenen Menschen berührt.⁴

⁴ Natürlich gibt es für dieses Dilemma auch andere Lösungen, z. B. kann ein in seinem Studium fortgeschrittener Theologiestudent sein Verhalten theologisch umdeuten, dahingehend dass er dafür nicht verantwortlich ist oder er findet einen Ausweg in der Buße – in beiden Fällen wird der Identitätsmakel sozusagen durch „magische“ Praktiken geheilt.

Diese Zeitperspektive betrifft das Äußere unserer (sozialen) Umwelt. Unsere Identität und unsere Erfolgsorientierung wird aber auch durch unsere innere Zeitstruktur beeinflusst, durch unser Verhältnis zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als Zeitabschnitte, die für uns durch unsere Identität in der Zeit verbunden werden. Zimbardo und Boyd (2011) sehen hier jeweils unterschiedliche Ausprägungen (Vergangenheit: positiv/negativ; Gegenwart: fatalistisch/hedonistisch; Zukunft: irdisch/transzendental). Diese Ausprägungen sind grundsätzlich unabhängig voneinander, es haben sich aber aufgrund umfangreicher Studien (mit über 10.000 Teilnehmern: Zimbardo und Boyd 2011) doch Muster ergeben. So setzen sich Menschen mit positiver Vergangenheitsorientierung häufiger spezifische Ziele für die nächsten Jahre und gehen damit ein Misserfolgsrisiko ein. Menschen mit hoher Zukunftsorientierung zeigen ein höheres Durchhaltevermögen und machen das Beste aus Misserfolgen – damit sinkt das Scheiterrisiko. Aus der Zeitperspektive ist Scheitern primär eine Funktion der Zukunftserwartung, es ist die Vorwegnahme der negativen Bewertung möglicher weiterer Misserfolge.⁵ „Da die Zukunft unser primärer Motivationsraum ist, kann das Zerstören der Zukunftserwartung eines Menschen dessen Motivation erheblich untergraben“ (Zimbardo und Boyd 2011, S. 223).

4 Das optionale Ich

An dieser Stelle kommen wir nicht umhin, die Handlungsmotive des Individuums, als Antriebe, die Vergangenheit und Zukunft aneinander binden, genauer zu untersuchen. Während in die Vergangenheit gerichtete Handlungsgründe kausale, ursachenbezogene Zusammenhänge betonen (wir handeln so, weil wir auf eine bestimmte Situation reagieren), bedienen sich in die Zukunft gerichtete Handlungsgründe teleologischer, an der Zielerreichung ausgerichtete Realisierungsvorstellungen (wir tun dies, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen). Erfolge, Misserfolge oder gar Scheitern sind dabei Vorwegnahmen zukünftiger Zustände, Bewertungen möglicher Handlungsergebnisse, wobei wir aufgrund vergangener Erfahrungen Wahrscheinlichkeitsannahmen treffen und Ursachenzuschreibungen vornehmen. Ausgangspunkt eines Handlungszyklus sind Präferenzen, als Ausdruck von Bevorzugung bestimmter Zustände. Hier manifestiert sich das optionale Ich, die Vorstellung davon, wie ich in Zukunft sein will, als einer Realisierung verschiedener, möglicher zukünftiger Entwicklungen. Nutzen- oder Valenz-Theorien kombinieren in diesem Zusammenhang (in unterschiedlichen Detailausführungen) die Erwartung (E) oder Wahrscheinlichkeit, dass ein bestimmtes Ergebnis eintritt, mit der Wertschätzung (W) oder Präferenz dieses Handlungsergebnisses, um die Attraktivität (A) oder den Nutzen eines Handlungsergebnisses zu beschreiben. Dies lässt sich im Zusammenhang $A = E \times W$ formalisieren (Kirchler und Walenta 2010, S. 43). Hiermit wird die prädezyonale Phase (Heckhausen und Heckhausen 2010), der teleologische Teil eines Handlungsprozesses be-

⁵ Dies hatte unsere an Lewin angelehnte Scheiterformel im Aspekt der Identität schon berücksichtigt.

Tab. 2 Attributionsdimensionen für Erfolge und Misserfolge. (Nach Weiner 1994)

	Stabil	Stabil	Instabil	Instabil
	Kontrollierbar	Nicht kontrollierbar	Kontrollierbar	Nicht kontrollierbar
Internal	Erfahrung	Talent	Anstrengung	Konstitution
External	Zusammenarbeit	Anforderung	Ziele anderer	Zufall

schrieben – aber handeln wir tatsächlich nun so, dass wir die wünschenswerte zukünftige Situation zu realisieren suchen, also das bevorzugte optionale Ich herstellen wollen?

Dies hängt wieder von den kausalen Identitätsteilen ab, die sich aus der Vergangenheit nähren und Annahmen über die Erfolgsbedingungen unseres Handelns in der Umwelt liefern. Weiner (1994) hat hierzu ein bekanntes attributionstheoretisches Modell entworfen. Er unterscheidet drei Dimensionen, die Zuschreibungen über möglichen Handlungserfolg oder Misserfolg beeinflussen: Den Ort der Verursachung (internal vs. external), die Stabilität der Wirkung (stabil vs. instabil) und das Ausmaß dies beeinflussen zu können (kontrollierbar vs. nicht kontrollierbar). Tabelle 2 zeigt die Attributionsdimensionen für Erfolge und Misserfolge.

Nun können Muster in der Handlungsverfolgung ausgemacht werden (Weiner 1994 sowie Heckhausen und Heckhausen 2010, im Anschluss an Attkinson): Es lassen sich Erfolgssucher von Misserfolgsvermeidern unterscheiden. Während Erfolgssucher ihre Erfolge internal-stabil attribuieren, schreiben sie Misserfolge instabil-externalen Ursachen zu. Misserfolgsvermeider attribuieren genau entgegengesetzt: Erfolge instabil-externalen und Misserfolge internal-stabil. Damit verstärken sich die jeweils präferierten Handlungstendenzen und die Verfolgung nicht nur einzelner Ziele, sondern die Realisierung des optionalen Ichs erhält eine spezifische Ausrichtung, was zu einem paradoxen Ergebnis führt: Während sich einstellende Misserfolge bei Misserfolgsvermeidern tatsächlich als Scheitern empfunden werden, neigen die Erfolgssucher zwar zu risikoreicherem Verhalten, empfinden Misserfolge aber nicht als persönliches Scheitern sondern als Pech.

Beispiel

Der Coach erzählte Dillan S. Tragon, dass es unterschiedliche Erfolgstypen gibt. Jeder habe mal einen Misserfolg und erlebe einschneidende Situationen in seinem Leben, so wie Dillan jetzt. Aber die Menschen gehen unterschiedlich damit um. Manche erleben solche Einschnitte als Angriff auf das eigene Selbstwertgefühl, sie sehen Misserfolge als persönlich verursachtes Versagen, als Scheitern. Und dieses Gefühl, dieses Scheitern wollen sie vermeiden, also vermeiden sie so gut als möglich alle Situationen, die zu Misserfolgen führen könnten. Aber Dillan habe ja in seinem bisherigen Leben vielfach bewiesen, dass er Misserfolge als Herausforderungen begreife, die in den Umständen begründet lagen und dass er sich nicht unterkriegen ließe, sondern einfach neue Chancen suche.

Aus Perspektive des optionalen Ichs scheitert man also letztlich nicht in der Zukunft sondern in der Vergangenheit, indem man die Chancen nicht wahrnimmt, die sich bieten.

5 Das planende Ich

Mit dieser Ausstattung sind die Misserfolgsvermeider aber nicht nur diejenigen, die sich selbst die Schuld für ihr „Versagen“ geben, sondern auch diejenigen, die von ihrer Umwelt als „Versager“ abgestempelt werden. Die Verschiebung der inneren Zuschreibung des Scheiterns (Σ_1) in eine äußere (Σ_2) ist eine Begleiterscheinung der Moderne und der damit verbundenen Individualisierung. Die zunehmende Befreiung der Individuen aus ihrer Unmündigkeit im Zuge der verschiedenen Stufen der Aufklärung (Stand, Geschlecht, Lebensalter, kultureller Hintergrund) führt mit zunehmender Handlungsfreiheit auch zu einer zunehmenden Verantwortlichkeit für das eigene Handeln. Der von Dahrendorf (1994) konstatierten Zunahme an Optionen steht ein Zerschneiden der Ligaturen gegenüber. Traditionelle Bindungen können keine verlässlichen Zukunftserwartungen und dauerhafte soziale Bezüge mehr bieten, dafür ergeben sich neue Freiheiten und Chancen. Hieraus entstehende Unsicherheitsszenarien, wie sie im Ansatz der Modernisierung der Moderne (vgl. Beck 1986, 2015; Beck et al. 1996) konstatiert werden, erfordern zunehmende Planung des nun nicht mehr vorgegebenen Lebensweges.

Natürlich bleiben Wahrscheinlichkeiten statistisch feststellbar (so ist die Wahrscheinlichkeit ein Studium anzufangen, für Kinder von Akademikern deutlich höher, als bei Kindern von nicht-Akademikern), doch stellt einerseits Beck (1986) fest, dass gesamtgesellschaftlich betrachtet ein Fahrstuhleffekt vorliegt: Obwohl soziale Unterschiede erhalten bleiben (oder sogar noch zunehmen), ergibt sich für alle Schichten (oder Milieus) ein höheres Wohlstandsniveau. Andererseits sind eben statistische Wahrscheinlichkeiten weder für Vorhersagen noch für Erklärungen des Verhaltens von Individuen geeignet. Prinzipiell stehen den Einzelnen (z. B. über einen zweiten oder dritten Bildungsweg) die Chancen offen, eigene Ziele zu entwickeln und zu verfolgen. Diese Ziele realisieren sich aber nicht von selbst, vielmehr gilt es die Realisierung zu planen.

Beispiel

Dillan erzählte seinem Coach, dass ihm die Trennung von seiner Familie zu schaffen mache. Andere Männer seines Alters seien in der Midlife-Crisis, wünschten sich Freiheit und wären am liebsten wieder jung. Er hingegen hatte so viel erlebt und so viele schöne berufliche Erfahrungen machen dürfen, er hatte irgendwie gar nicht mit großen Veränderungen gerechnet. Vielleicht hätte er schon das erste Restaurant, das er Anfang der 1990er Jahre aufgemacht hatte, behalten sollen und nicht in den Lebensmittelkonzern wechseln sollen. Oder wenigstens dann dort bleiben und nicht nochmal als Betreiber einer Betriebsgaststätte wieder in die Selbständigkeit gehen. Das habe schließlich seine Familie kaputt gemacht. Er hatte gut geplant und mehrere Betriebsgaststätten im

Finanzbereich etablieren können. Dillan hatte sich dabei auch einen Namen als „Daring Chef“ (der Koch für das Investmentbanking) gemacht, aber am Ende habe seine Frau sich einen anderen gesucht.

Planung zur Unsicherheitsreduktion erfolgt aus der grundsätzlichen Vorstellung, das dauerhaft Richtige zu tun, also eine persönliche Entwicklung (Karriere) zu befördern, die im Nachhinein, als erfolgreich bewertet werden kann. Erfolgreich ist sie, wenn der Einzelne die Berufsbiographie im Rückblick als stimmige Erzählung beurteilt, für deren Verlauf er selbst verantwortlich war (Elbe 2011; Kohli 2003). Die ex-post-Bewertung ist somit unabdingbarer Bestandteil der Institutionalisierung des Lebenslaufs. Hieraus erfolgen Sinnkonstruktion und Identitätsfeststellung im Zeitverlauf. Der Bedeutungsverlust traditioneller Bindungen erzeugt die Notwendigkeit selbst Sinn herzustellen und die eigene Identität daran zu knüpfen. Diese Sinnkonstruktion wird als Institution dadurch handlungswirksam, dass sie in der Lebensführung des Einzelnen umgesetzt wird (Kohli 2003). Das bedeutet die alltägliche Orientierung am Ziel einer erfolgreichen Karriere, also eine ex ante Zielverfolgung, eine Herstellung der Institution Ich „tag für tag“ (Wehrich und Voß 2002; Elbe 2011). Abbildung 2 fasst diesen Zusammenhang der ex post- und ex ante-Wirkung der individuellen Sinnkonstruktion zur subjektiven Unsicherheitsbewältigung durch Planung zusammen.

In der Moderne erzeugt die Notwendigkeit der Planung als Teil der Identitätskonstruktion im institutionalisierten Lebenslauf das Risiko des Scheiterns. Brecht (1968, S. 77) fasste dies in das „Lied von der Unzulänglichkeit menschlichen Strebens“, worin es heißt:

Ja, mach nur einen Plan
Sei nur ein großes Licht!
Und mach dann noch 'nen zweiten Plan
Gehn tun sie beide nicht.

Im Augenblick

- „tag für tag“ (Lebensführung)
- institutionelle Rahmung
- Unsicherheitsbewältigung durch Planung
- => ex ante (Zielverfolgung)

Identität

Im Rückblick

- Institutionalisierung des Lebenslaufs
- Karriere als Erfolgskriterium
- Kohärenz durch Planung
- => ex post (Zielbewertung)

Abb. 2 Identität im Planungsraum



<http://www.springer.com/978-3-662-47356-6>

Failure Management

Ursachen und Folgen des Scheiterns

Kunert, S. (Hrsg.)

2016, XI, 279 S., Softcover

ISBN: 978-3-662-47356-6